Guido von List

Von der Deutscen Wuotan+-priesterscaft



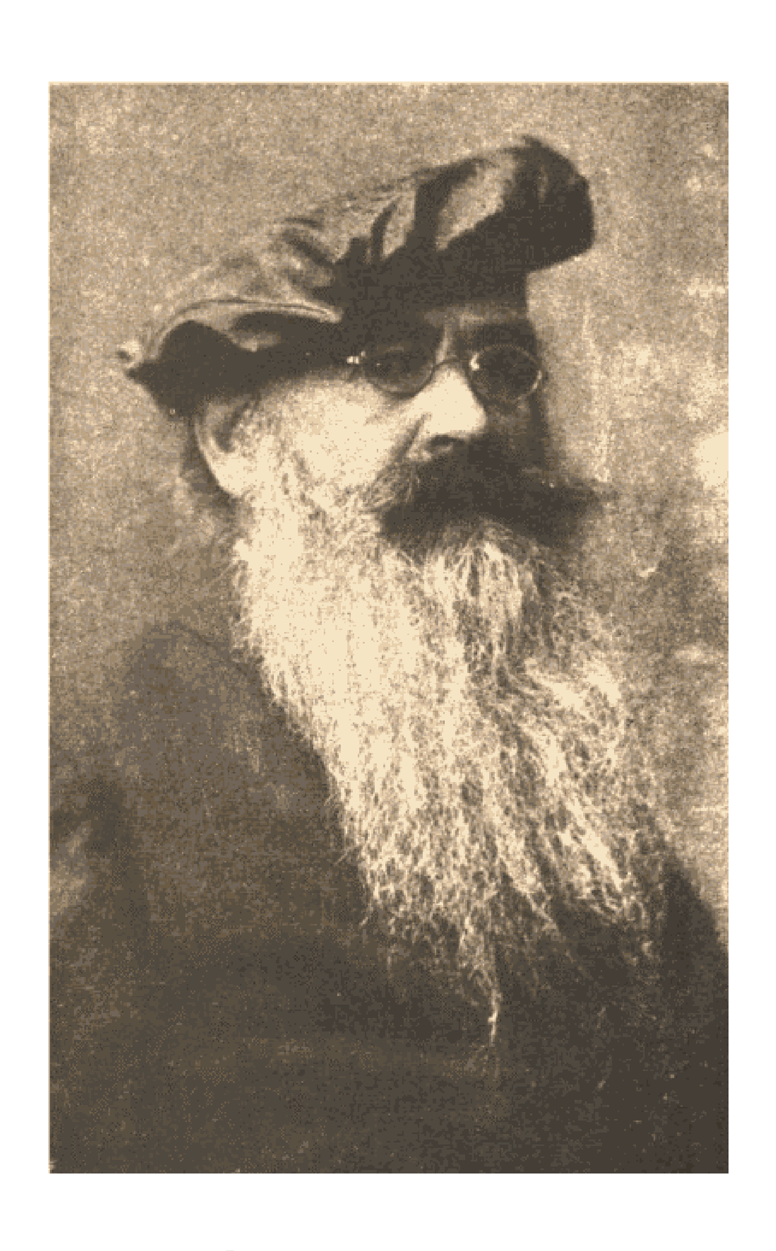
GUIDO VON LIST
+
VON DER DEUTSCHEN WUOTANSPRIESTERSCHAFT

Zuerst erschienen in

DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT

Nr.4 / 1893





Guido von List

Wenn man aufmerksam die Entwicklung des Germanentums verfolgt, wie sie uns Geschichte und Sage aus dem vorchristlichen Zeitalter des deutschen Volkes überlieferten, und sich dabei von den landläufigen Vorstellungen loszulösen versteht, welche engherzig und parteiisch vom christlichen Standpunkt aus, absichtlich und unabsichtlich das Bild der deutschen Vorzeit trüben, so muß einem die Ahnung davon aufdämmern, ja selbst die Überzeugung sich aufdrängen, dass die vorchristlichen Germanen im vollen Sinne des Wortes ein Kulturvolk waren, weit über jener niederen Bildungsstufe erhaben, welche in der Regel angenommen und mit jener verglichen wird, welche die Indianer des fernen Westens noch heute einnehmen.

Den Schlüssel zu solcher Erkenntnis bietet die Emanzipation von der noch heute unkritisch ausgesprochenen ungeheuren Verleumdung, nach welcher die vorchristlichen Deutschen *„blinde Heiden“*, nämlich Götzendiener gewesen wären, was einfach als eine große Unwahrheit zu erweisen ist. Oder spricht es Tacitus in seiner Germania cap. 9 nicht deutlich genug aus, indem er sagt: *„Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperren, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart.“*

Und tatsächlich bietet der esoterische Teil des deutschen Wuotanskultes solch erhabene Gedanken voll tiefster Weisheit, das Resultat einer ebenso gewaltigen Denkarbeit wie des reichsten Empfindens der Seele des Gesamtvolkes, wodurch es eben begreiflich wird, daß das Christentum verhältnismäßig leichten Eingang fand, da es eben in seinem esoterischen Teil nicht nur vorbereitet war, sondern sogar in vielen Punkten von eben diesem deutschen Glauben nicht unerheblich beeinflußt wurde.

Und eben in dieser Tatsache ist die von allen Historikern der alten wie der neuen Zeit anerkannte staatenbildende Gewalt der Deutschen begründet. Nach dem Sturze Roms hatten die germanischen Staatengründungen nicht nur beinahe ganz Europa bedeckt, sondern waren sogar noch tief nach Afrika bis zu den kanarischen Inseln gedrungen, wo das Volk der

Wantschen sich als Reste der Vandalen erwiesen. Ja, selbst heute noch sind die Throne ganz Europas mit alleiniger Ausnahme des Sultanats von Stambul und des Königsthrones von Schweden (Bernadotte) im Besitze germanischer Familien, die wahrscheinlich eines gemeinsamen Ursprunges aus einem uralten Herrschergeschlechte sind, das in vorgeschichtlicher Zeit sein Entstehen fand.

Wenn nun die staatengründende Macht des Germanentums allgemein anerkannt ist, wenn die hohe Weisheit seiner Theologie nachgewiesen werden kann, so muß nicht nur eine einheitlich geleitete Schulung der Geister, wie eine planmäßige Erziehung des Volkes durch Jahrhunderte hindurch ihre Wirkung geäußert sein, weit erhaben über jener Stufe der Halbwildheit, die man gewöhnlich annimmt, gestützt auf parteiische und gehässige Berichte aus römischen, griechischen und fränkischen Federn.

Wenn nun in vorchristlicher Zeit die Religion und deren Philosophie der Ausfluß einer kräftigen Volksseele war, wenn diese Religion, welche die noch heute lebenden Ideale des deutschen Volkes vergöttlichte, somit nicht nur die Trägerin des Nationalgefühles sondern auch des Rechtsgefühles war, so müssen notwendig deren Pfleger, oder mit einem nicht ganz passenden aber immerhin verständlicheren Worte bezeichnet, deren Priester, die Führer des Volkes gewesen sein. Und tatsächlich waren sie es nicht nur, sondern sind es noch heute. Die vergöttlichten Ideale der Deutschen, die Tugendbegriffe des germanischen Volkes sind eben noch lebendig. Der deutsche Dichter ist deren Priester, und erst dann, wenn das deutsche Volk seinen Idealen untreu werden sollte, dann tritt die furchtbare Zeit der Götterdämmerung und gleichzeitig damit der Verfall des deutschen Volkes ein.

Darum vermochte der römische Klerus, so sehr er sich auch darum bemühte, niemals für die Dauer ein Führer des Volkes zu sein, und darum waren auch dieVersuche solcher Führerschaft für dasselbe stets von unheilvollen Folgen begleitet.

Ist aber die hervorragende Machtstellung des vorchristlichen Wuotanspriesters erkannt, eine

Machtstellung, welche der christliche Priester in Deutschland trotz aller Versuche nie zu erreichen vermochte, so ist es eben nur folgerichtig, daß er, der als sichtbarer Repräsentant der als Gipfelpunkt aller Idealbegriffe aufgefaßten Gottheit waltete, auch im Staate alle höchsten Würden bekleiden mußte. Darum vereinigte ein vorchristlicher deutscher König in seiner Person den Dreibegriff der göttlichen Macht, des Entstehens, Seins und Vergehens, indem er, als Priester, der Urzeit und des Urwesens weihevoll gedachte, als König, der Gegenwart waltete, und als Richter, die Folgen der Schuld zu verringern suchte. Daraus erklärt sich der sagenhafte göttliche Ursprung der Königsgeschlechter, von welchen Stamm-, Familien- und Wappensagen berichten, denn der Stellvertreter der Gottheit konnte nur ein Abkömmling derselben, ein „Köting“ sein. Daraus erklären sich auch die drei Nornennamen: Urda, Verdandi und Skuld, welche fehlerhaft für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gedeutet wurden, richtiger aber aufzufassen sind als: Ursprung, das Werdende und Schuld. Die Schuld ist eben das selbstverschuldete Verhängnis der Zukunft, das der Richter durch Sühne und Buße nur zu mildern suchte, ohne Rache zu üben oder Strafe zu verhängen; dann der Deutsche kannte nur einen wohlwollenden, aber keinen rächenden, keinen zornigen Gott.

Es ist nur aber begreiflich, daß ein Staat, und wäre er auch noch so klein, nicht von einem Priester allein betraut werden konnte, ebenso wenig als auch nur ein Richter genügt hätte; ja, sogar der König, im Verstande der Regierungsgewalt, mußte Unterbeamte zu seiner Unterstützung haben, es gab also Priester, Richter und Regierungsbeamte, welche als Stellvertreter der obersten Stelle sich in die Bewältigung der laufenden Obliegenheiten teilten, und selbstverständlich nach Ranggraden sich gliederten.

Diese Stellvertreter des Königs, seien sie nun als Priester, als Staatsmänner oder als Richter tätig gewesen, bildeten natürlich die eigentliche Intelligenz des Volkes; sie waren diejenigen, welche die alten Überlieferungen treu bewahrten und schulgerecht weiterpflanzten, wodurch sie wiederum ganz folgerichtig auch das Lehramt übten, da die Schule in ihrer Pflege sich befand.

Es braucht daher kaum mehr des Hinweises, daß jener Teil des Volkes, welcher berufen war der Hüter seiner geistigen Schätze zu sein, welcher also auch die herrschende Klasse bildete, weil er unzertrennlich mit dem Dynastengeschlechte verbunden war, auch den Adel des Volkes umschloß, der also nicht nur auf Schild und Schwert, den Attributen der Gewalt, allein sich gründete, wie ebenfalls ein weitverbreiteter Irrtum glauben machen will. Der vorchristliche germanische Adel war im idealsten Sinne wirklich der Hort der nationalen Heiligtümer jeder Art, und verdiente voll und ganz die von ihm eingenommene bevorzugte Stellung. Die Gründe seiner späteren Verwilderungen zur Zeit des Ausganges des Minnesanges sollen um Verlaufe dieser Studie noch eingehendere Würdigung erfahren.

Die Priesterschaft des Wuotankultes war also im vorchristlichen Deutschland nicht minder bevorzugt als der Adel, sie war wie dieser im Besitze von Ländereien und sonstigem reichen Gut, um sorgenfrei ihres wichtigsten Amtes, des „Lehramtes“, an den „Halgadomen“ walten zu können.

Diese Halgadome waren nämlich die Tempelstätten der vorchristlichen Deutschen, an welchen sich, ähnlich den späteren christlichen Klöstern, die aus jenen Halgadomen entstanden, die Wohnungen der Wuotanspriester befanden. In solchen, im tiefsten Waldesfrieden gelegenen Halgadomen oder Heilsstätten lebte in klösterlicher Gemeinschaft jene Priesterschaft und widmete sich dort nicht nur der Religionswissenschaft, sondern auch vorzüglich dem Studium der Astronomie, der Natur- und Heilkunde, sowie auch der Geschichte, der Gesangskunst und allem dem, was man später *„höfliche Zucht*“ nannte.

Von solchen Halgadomschulen in deutschen Landen berichten freilich die Historiker nichts, aber die Sage weiß von ihnen zu erzählen. Auch der Bestand einer deutschen vorchristlichen Literatur, die bis auf die geretteten Runenalphabete dem mönchischen Fanatismus zum Opfer fiel, bringt die Belege für deren notwendigen Bestand. Aber nicht nur diese und ähnliche Vernunftschlüsse allein, sondern auch Parallelerscheinungen in Gallien, Schottland und Irland, wo solche Schulen historisch nachgewiesen sind,

drängen zu der Annahme, daß ganz gleiche Institute auch in Deutschland bestanden haben müssen, denn dort, wie hier, treten in Bezug auf Priesterschaft die gleichen Erscheinungen bei im Grunde gleicher Religionsanschauung hervor, so daß in Deutschland ein Glied aus der Kette fehlen würde, wollte man der deutschen Wuotanspriesterschaft den Besitz von Schulen nur deshalb streitig machen, weil kein Historiker derselben erwähnt, da er von selbstverständlichem eben schwieg.

Da die „Druidenschulen" der Gallier sicher große Ähnlichkeit mit denen der Wuotanspriesterschaft gehabt haben mußten, so sei hier an Julius Cäsars Gallischen Krieg (Bello Gall. VI. Cap. 13) erinnert, in welchem er ziemlich ausführlich von den Druidenschulen berichtet.

Er schreibt: *„Die Druiden haben die Aufsicht über das Religionswesen, besorgen die Staats- und Privatopfer und erklären die Vorbedeutungen. Eine Menge junger Leute versammelt sich bei ihrem Unterrichte. Man hat eine große Achtung vor ihnen, denn fast alle Staats- und Privatzwistigkeiten entscheiden sie. Sie urteilen über Verbrechen, Mordtaten, Erbschaften und Grenzberechtigungen, bestimmen Strafen und Belohnungen. Unterwirft sich jemand ihren Ausspruche nicht, so wird er von allen Opfern ausgeschlossen. Dies ist die schwerste Strafe bei ihnen, denn die so Ausgeschlossenen betrachtet man als Ruchlose und Bösewichter, entfernt sich von ihnen, flieht ihren Umgang und ihre Anrede, um nicht von ihnen angesteckt zu werden. Bei keinem Gesuche erhalten sie Recht und bekommen sie irgend eine Ehrenstelle. Die Druiden stehen insgesamt unter einem Oberhaupte, dessen Ansehen bei ihnen überaus groß ist. Stirbt es, so folgt ihm nach, wer in ausgezeichneter Achtung bei den Übrigen steht. Sind mehrere von gleichen Verdiensten, so entscheidet die Wahl der Druiden. In Zeiten kämpft man auch mit den Waffen in der Hand um diese Würde. Die Druiden halten jährlich an gewissen Tagen an einer heiligen Stätte im carnutischen Gebiete, dem Mittelpunkt ganz Galliens, wie man annimmt, eine Zusammenkunft ab. Dann erscheinen von allen Orten her die streitigen Parteien und unterwerfen sich ihren Aussprüchen und Entscheidungen. Der Orden soll seinen Ursprung in Britannien haben und von da nach Gallien gepflanzt worden sein. Daher reisen jetzt noch diejenigen,*

welche sich genauer unterrichten wollen, meistens dahin, um sich hierin unterweisen zu lassen.“

„Die Druiden ziehen selten mit zu Felde und zahlen keine Steuern gleich den übrigen; wie von den Kriegsdiensten, so sind sie auch von allen anderen Staatslasten frei. Dieser lockenden Vorteile willen widmen sich viele aus eigenem Triebe diesem Stande, oder werden von ihren Eltern und Anverwandten dazu veranlaßt. Hier sollen sie dann eine große Menge Verse auswendig lernen, weshalb einige wohl zwanzig Jahre in dieser Schule bleiben. Sie halten es für unerlaubt, diese schriftlich abzufassen, obwohl sie sich in Staats- und Privatgeschäften der griechischen Schrift (ist unrichtig, der Runen) bedienen. Hierbei haben sie wie ich vermute zwei Absichten; erstens weil sie es nicht wünschen, daß ihre Lehre unter das Volk komme, sodann auch, damit ihre Schüler im Vertrauen auf die Schrift nicht etwa ihr Gedächtnis weniger üben sollen; denn gewöhnlich vernachlässigt man, unterstützt durch schriftliche Aufzeichnung, seine Sorgfalt im Lernen und sein Gedächtnis.“

„Ihr Hauptlehrsatz ist, die Seele sei unsterblich und wandere nach dem Tode des Leibes weiter von Körper zu Körper. Das halten sie für den kräftigsten Antrieb zur Tapferkeit, wenn man den Tod nicht scheut. Außerdem lehren sie noch vieles von den Himmelskörpern, ihrem Lauf, der Größe der Welt und der Länder, dem Wesen der Dinge, der Macht und Gewalt der unsterblichen Götter, und bringen das alles der Jugend bei.“

Aus diesen Nachrichten Cäsars über das Druidentum kann man ziemlich sichere Schlüsse auf ähnliche Einrichtungen der deutschen Priesterorden ziehen, wobei jedoch immerhin daran zu erinnern ist, daß das deutsche Priestertum nicht so isoliert stand wie das gallische, nicht dem Königtum als zweite Macht im Staat ein Gegengewicht bot, sondern mit diesem selber unzertrennlich verbunden war. Diese äußere Erscheinung erklärt denn auch, warum in Gallien das Christentum leichter Eingang fand als in Deutschland, wo die Könige in demselben eine Beschränkung ihrer Machtbefugnisse erkannten, was bei den gallischen Königen nicht so sehr in die Waagschale fiel.

Was die Schulen nun selber betrifft, sehen wir nach Cäsars Bericht, daß es deren viele gegeben haben müsse, und daß er ausdrücklich eine hohe Schule in Britannien erwähnt, welche damals beiläufig dem entsprochen haben mochte, was das Mittelalter „hohe Schule“ und später „Universität“ benannte.

Aber auch in den deutschen Landen muß es dem ähnliche Lehranstalten gegeben haben, denn die Wuotanspriesterschaft besaß schon frühzeitig nachweisbar ausgedehnte astronomische wie medizinische Kenntnisse, welche nebst den anderen Wissenschaften, die sie, wie erwiesen, übten, nur durch regelrechte Schulen, nur durch eine einheitliche geleitete Schulung der Geister, wie eine planmäßige Erziehung des Volkes, erworben und weitergepflanzt haben können.

Es ist verbürgt, daß die Goten von uralten Zeiten her die zwölf Zeichen des Tierkreises, den Gang der Planeten, die Veränderungen des Mondes wie den Lauf der übrigen Gestirne sehr wohl kannten. Jornandes bezeugt dies ausdrücklich von den außerhalb Skandinaviens wohnenden Goten. Are Frode, der älteste nordische Sagaschreiber, erzählt Folgendes:

„Da geschah es, daß die klügsten Männer des Landes in zwei Jahrhälften vier Tage über dreihundert zählten; (nämlich 364 Tage, nach dem großen Hundert der ältesten Rechnung, welches zwölf Zehner, d. i. 12x10=120 enthielt. Somit war die Rechnung 3x120+4=364 Tage.) das macht zwei Wochen vom sechsten Zehnt (52 Wochen) oder zwölf Monate zu je dreißig Nächten und vier Tage Überschuß. Dann bemerkten sie aus dem Gange der Sonne, daß auf diese Weise der Sommer mehr gegen den Frühling sich neige, aber niemand vermochte es ihnen zu sagen, daß ein Tag mehr dazu gehört als die Gleichzahl der Wochen in beiden halben Jahren betrüge, daran lag es.“

Are Frode will sagen, daß der Fehler daran lag, daß man das Jahr in zwei gleiche Hälften, zu je 26 Wochen geteilt; obwohl noch überdies ein Tag dazu gehört hätte. Weiterhin erwähnt Are Frode noch, daß der Isländer Thorster Surt auf dem allgemeinen Reichstage vorgeschlagen habe, nach jedem siebenten Sommer sollten die Epakten sieben Tage

betragen. Darauf wurde aber festgesetzt, daß jedes Jahr regelmäßig 365 Tage, das Schaltjahr jedoch um einen Tag mehr betragen müsse.

Diese Mitteilung über die Kalenderreform in den ältesten Zeiten weist ganz deutlich auf weitfortgeschrittene Erkenntnis in der Astronomie hin, sowie auch darauf, daß diese Kenntnis eine volkseigentümliche und keineswegs eine eingeführte war. Auch dieses spricht für den Bestand von Schulen, sowie die Ynglingga-Saga ausdrücklich auf Priesterschulen in folgender Stelle hinweist: *„Durch Runen und Gesänge lehrte Odin seine Künste; in den meisten derselben unterrichtete er die Opferpriester, von diesen lernten sie viele andere, und so verbreitete sich die Zauberkunst.“*

Da darf es dann nicht mehr Wunder nehmen, daß die Kenntnis der Runen wie überhaupt der Schrift ein Gemeingut war, und daß selbst der gemeine Mann mit Hilfe des Runen- oder Jahresstabes die Berechnung der Jahreszeiten wie der einzelnen Tage vorzunehmen verstand, was der damalige römische Klerus, der die Anwendung des „heidnischen“ Jahresstabes verschmähte, nicht zu Stande brachte, so dass sie ihm auf den jährlichen Synoden vorbestimmt werden mußten. Ja, der katholische Prälat Claus Magnus berichtet, daß die schwedischen Landleute, *„nach einer von den Vorfahren auf sie übergegangen Kenntnis, auf ihren Runenstab alle ihnen notwendigen Zeitbestimmungen selbst aufzusuchen verstünden; sie haben die beweglichen Festtage und die Mondesveränderungen zu bestimmen gewußt, und dies zehn, sechshundert, ja tausend Jahre vorher.“*

Auch diese Tatsache spricht mit zwingender Überzeugung für den Bestand eines allgemeinen Schulunterrichtes, eines so allgemeinen, wie ihn die christliche Zeit in Deutschland erst in der neuesten Zeit wieder aufzuweisen vermag; doch davon später.

Wie allgemein die Runenschrift war, geht daraus hervor, daß sie noch lange neben der lateinischen bestand und geübt wurde, ja, das viele überhaupt nur mit Runen lesen und schreiben konnten. Selbst noch heute werden

Bauernkalender mit runenähnlichen Zeichen gedruckt, welche für Analphabeten berechnet sind.

Wenn bis jetzt zur Bezeichnung jenes Ordens, der den Wuotanskultus pflegte, das fremde Wort Priester gebracht wurde, so geschah solches des Verständnisses wegen; von hier ab soll jedoch die richtige Bezeichnung angewandt werden, da diese jetzt erst dem Verständnisse näher gerückt erscheint.

Die Wuotanpriester nämlich waren die vielgenannten, trotzdem aber mißgedeuteten Skalden und Barden.

Es wurde schon oben gesagt, daß in den „Druidenschulen" das Hauptaugenmerk auf die höchste Entwicklung der Gedächtniskraft gelenkt wurde, um die als Geheimnis gelehrten Wissenschaften nicht der verräterischen Schrift anvertrauen zu müssen. Aus mnemotechnischen Gründen wurden daher die Lehren in der Form didaktischer Dichtungen vorgetragen, und zwar aus gleichen Gründen und alliterierenden Versen. Das einzige Hilfsmittel für das Gedächtnis bildete der Runenstab (der später so berüchtigte Zauberstab mit den „Zaubercharakteren"), auf dem der Reihe nach diejenigen Runen eingeritzt waren, welche die Träger der alliterierenden Strophen waren. Diese didaktischen Dichtungen wurden gesagt, andere gesungen. Die Priester die sie pflegten, fortpflanzten oder neue schufen, waren also Dichter-Sänger, oder in der alten Bezeichnung: Skalden oder Barden.

Es dürfte am Platze sein, ehe diese Studie weiterentwickelt wird, den Nachweis zu liefern, daß beide Worte, welche einen und denselben Begriff bezeichnen, dem deutschen Sprachschatz angehören, da oberflächlich angenommen werden könnte, daß „Barde" aus dem Keltischen stamme und eigentlich einen Druiden bedeute, während Skalde lediglich den Skandinaviern angehört; welche Einwendungen schon gemacht wurden, obwohl sie hinfällig sind.

„Barde" stammt von „baren", „barlan", „bairen", d. i. ein großes oder starkes Getön machen (Nach Conrector Rühl zu Aschersleben (1720) mit dem Namen des „Bären" stammverwandt). Mundartlich verdorben noch in „blärren", „Geblärr", für lärmen im Gebrauche. „Bar" = Schall (Skall),

Lärm. „Bard“, „Barde“, „Bardur“, „Bardel“ = Schreier, Sänger. In Thüringen werden heute noch die Sänger „Bardel“ genannt, auch kommt dort dieses Wort als Familienname vor. Die Zusammensetzungen mit „Bar“ sind folgende: Bardamann (Singmann); Bardagemadur (Dichter); Bardaleodi, Barlyo (Barden- oder Heldenlied), Barditus, durch Tacitus verderbt aus Bardit eigentlich Barit-Bardaleodi oder Barlyd; Siegebard (Siegessänger), Brisbard (Breisbard); Barnveld (Schrei-, Kampf-, Sangsfeld, Olden Barnveld, Familienname) usw. Besonders wichtig aber ist der Umstand, daß nach der Tabulatur der Nürnberger Meistersänger deren Gesang geradezu „Bar“ genannt wird. Konrad von Würzburg, der berühmte Meistersänger und Geiger, nennt sein Lied auf König Otto mit dem Bart ausdrücklich einen „Bardengesang“.

Ebenso wie „Barde“ ist auch „Skalde“ als deutsches Wort nachweisbar, ja es ist heute noch als „Schall“, „schallen“ im allgemeinen Gebrauch. Es stammt von „Skal“ = Schall; „Skald“ = Lied; „Skala“ = Dichtkunst; „Skaldskap“ = Liederwissenschaft, Singkunst; „Skalde“ = Sänger; „skaltan“ = singen; „Skaldasangar“ = Liegersänger, Meister des Sanges; „Skalvingi“ = Dichterbegeisterung. „Strubiloskaller“ ein deutscher Frauenname auf einem römischen Grabstein, gefunden bei Wiener-Neustadt, bedeutet: die wildgelockte Sängerin. (Strubilo, struppig, vergleicht: Strubelliese.) Auch Gottschalk könnte vielleicht aus Kot-Skalde entstanden sein, und würde dann, statt Gottesknecht, Gottessänger bedeuten.

Nach dieser nicht überflüssigen Nachweisung des deutschen Ursprunges beider Namen, welches Beweismaterial noch leicht vermehrt werden könnte, sei der Faden wieder aufgenommen.

Diese Dichter-Sänger also waren die eigentliche Priesterschaft des Wuotanskultes, und bildeten den Barden- oder Skalden-Orden. Während sie an den Halgadomen in den Bardenschulen ihre geheimen Lehren, den esoterischen Teil des Wuotanskultes pflegten und fortpflanzten, dort auch Mysterien feierten (von diesen später), traten sie als Sänger und Sager bei verschiedenen Gelegenheiten vor das Volk, wo sie dann ihre Lehren hinter mythologischen Bildern, unter dem Gewande von Märchen, dem Volke

vortrugen, welche Märchen mündlich fortgepflanzt bis auf unsere Tage gelangten. Das war der exoterische Teil ihrer Lehre, dessen Gegenspiel im Christentum „Legende“ genannt wird.

Das Volk bedurfte zu allen Zeiten einer sinnlich anregenden Religionsform; es will einen persönlichen , menschenähnlichen Gott verehren, den sein naiver Sinn zu erfassen vermag; es will Unter- und Nebengötter haben, mit denen es vertraulicher verkehren kann, wie es ja auch lieber mit dem Kämmerer als mit dem Könige selber spricht.

Diesem Bedürfnisse entsprach dann, nach der Trilogie, die Dodekalogie der Asen, mit den zahlreichen Verästelungen in Nebengestalten, sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts. Die Skalden waren es, welche dichterisch den Götterhimmel ausgestalteten, und einheitlich ausgestalteten, da sie stets vom Systeme der Naturmythe geleitet wurden und den moralphilosophischen Kern zu verhüllen wußten.

Dieses System wollten die christlichen Lehrer durch die Kreierung des Heiligenhimmels adoptieren, bei welchem Beginnen sie aber weniger glücklich waren, weil sie eben nicht aus der Volksseele, nicht aus der Natur schöpften, sondern abstrakt vorzugehen gezwungen waren, und sich somit in ein wüstes Labyrinth von Irrpfaden verrannten.

Wie also hier – wie überall - die esoterische neben der exoterischen Lehre bestand, so hatte auch der Skalde eine Doppelgestalt. Als Vernunftweiser oder Philosoph wirkte er in der stillen Klause seines Halgadoms oder vor seinen Hörern, welche er in dem heiligen Haag unter der alten Linde, oder vielleicht wohl auch in dem Rundturm, der bei jedem Halgadom stand, um sich versammelte. Als Dichter-Sänger aber trat er vor das Volk, ebenso als „Mime“ (von Mimir) bei den Mysterienspielen, und wirkte auf die Phantasie und das Gefühl des Volkes. Als Vernunftweiser gab er allgemein Wahrheiten, als Dichter-Sänger beschäftigte er Gefühl und Phantasie für die gleichen Ziele, indem er Begeisterung, wenn nötig Fanatismus erregte und die Zuhörerschaft zu seinen Empfindungen entflammte und mitriß. Zu diesem Zwecke begleitete er seine Gesänge mit Musik, sei es Harfen-, Lyra-, Geigen- oder Flötenspiel und

der nie fehlenden Trommel oder Pauke. Ja, der Name Geige, von Gygas abgeleitet, bedeutet geradezu „Zauber".

Die von den Barden gesungenen Lieder zerfielen in viele Unterarten; es gab da götterdienstliche Lieder, wie Heldenlieder, dann solche zu Schmach und Trutz, Freudenlieder und Trauergesänge, Liebes-, Minne- und Hochzeitslieder und mehr andere.

Die Barden waren somit die Sprachwerkzeuge – im verwandten Sinne wie die moderne Presse -, durch welche vorzüglich auf das Volk gewirkt wurde. Nicht allein die berühmten Taten der Helden und reckenhaften Könige, die Geschichte der Vorzeit oder heitere Mären boten sie dem Volke, sondern sie bereiteten es auch durch Begeisterungssänge zu heldenhaften Taten und Entschlüssen vor, indem sie durch ihre Kunst des Volkes Beschlüsse lenkten.

Aber am Hoflager des Königs, da pflegten sie die höfische Zucht, denn wieder waren sie es, welche der Ahnen Gebräuche und Sitten wahrten; sie wirkten da im Sinne der modernen Zeremonienmeister. Daher wird es nun nicht mehr wunderlich erscheinen, wenn wir „Spielleute" und „Fiedler" als Königsboten auf Gesandtschaft reiten sehen; es waren eben nicht nur teuere, reckenhafte Helden, sondern als die Gebildetsten und Gelehrtesten ihres Volkes auch zur Botenfahrt die Geschicktesten. Mit der Fiedel in der Hand sehen wir sie – noch im XII. Jahrhundert – landaus reiten als Herolde; Friedensunterhandlungen, Brautwerbungen und andere schwierige Aufträge ihrer Könige vollführen.

„Es kommt uns neue Kunde, das will ich euch gesteh´n,
Herrn Ezels Fiedelleute, die hab´ ich hier geseh´n!
Es hat sich eure Schwester gesendet an den Rhein
Um König Ezels willen-, sie sollen uns willkommen sein.

Da ritten schon die Boten zu dem Palast heran;
Es fuhr noch nie so herrlich eines Fürsten Fiedelmann...

\- - - - - - -

Da kam der hehre Volker, der kühne Fiedelmann
Zu Hofe hin nach Ehren, mit dreißig aus dem Bann.

- - - - - - - -

Als man allenthalben umdrängt die Gäste sah,
Da sprach der kühne Volker rings zu den Heunen da:
„Wie dürfet ihr den Recken so auf die Füße geh´n?
Und wollt ihr das nicht lassen, so wird euch arges Leid
gescheh´n!“

„So schlag ich euer einem so schweren Geigenschlag,
Hat der getroffen einen, er´s wohl beweinen mag!“
„Was weicht ihr nicht uns Recken? So dünket es mich gut;
Zwar heißen alle Degen, doch sind nicht alle gleich von
Muth!“

Sowohl aus Geschichte wie aus Dichtung ließen sich hier die Belege häufen, doch mag diese Erinnerung genügen; sie mag auch zeigen, daß, entgegen dem gallischen Druidenbrauchtum, die deutschen Barden und Skalden auch streitkühne Recken waren, ja sich zu den Druiden, der Vergleichung wegen, etwa verhielten, wie die frühmittelalterlichen Ritterorden zu den mönchischen Klosterleuten.

Ein kostbarer Beleg hierfür ist die Sage vom Mönch Ilsan, wie es ihm im Kloster mißbehagt, wie er sich zur Ausreise rüsten will, von Abt und Konvent aber Widerspruch erfährt und sich mit Gewalt befreit. Das ist eine alte Reckengestalt, ein alter Skalde, dem es in den Klostermauern zu enge geworden, an die er sich eben nicht gewöhnen konnte, weil er kein gälischer Druide, sondern ein deutscher Sänger war.

Aber schon im sechsten Jahrhundert machte sich immer mehr und mehr ein verhängnisvolles Zurückdrängen des deutschen Glaubens durch das Christentum bemerkbar, das mit Gewalt und List langsam aber sicher vordrang. Es bemühte sich durch Zugeständnisse der mannigfaltigsten Art sowie durch Annahme eingebürgerter heimischer Bräuche in seine Liturgie, den Wuotansdienst auf dem Wege der Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Eine der gefährlichsten Klippen für den deutschen Glauben aber war die Einführung des Kirchengesanges durch Papst Gregor den Großen, denn nun war dem Volke an Stelle verbotenen deutschen Liedes der Kirchgesang geboten. Diese mit kluger

Berechnung getroffene Maßnahme hätte das Bardentum noch tiefer geschädigt, wären diese christlich-geistlichen Gesänge in deutscher Sprache abgefaßt gewesen, was sie jedoch deshalb nicht sein konnten, weil dadurch die Kirche in ihren Entnationalisierungsbestrebungen sich inkonsequent erwiesen hätte. Zum Glück blieb also das christlich-geistliche Lied doch nur ein toter Gesang, da selbst viele der Mönche, die es sangen, es selber nicht verstanden, dem Volke aber völlig unverständlich blieb, denn die Sprache zu unterdrücken oder umzumodeln wie bei den romanischen Völkern, das gelang in Germanien denn doch trotz allem nicht.

Und trotzdem wurde das Bardentum zurückgedrängt. Die Heldenlieder, die lange noch in den deutschen Gauen zu Ruhme des Cheruskers Armin gesungen wurden, jene von Siegfried und Brunhild, von Grimhildens Rache, von Dietrich von Bern, den Nibelungen wie den Amelungen, und wie sie sonst heißen mögen, waren eben in jenen deutschen Skalden- oder Halgadomschulen entstanden, von wo aus ein kleiner Teil nach Skandinavien gerettet wurde, um in der Edda – wiewohl in veränderter Gestalt – Aufnahme zu finden. Diesem Zufalle verdanken wir deren Erhaltung. Es sind dies die Lieder von Sigurd, welche sich deutlich als Parallelen zu den Helgeliedern erweisen, und aus kleinen Lokalzügen (Nennung des Schwarzwaldes und ähnliches) ihren deutschen Ursprung verraten. Und gerade diese Lieder sind es, welche die Grundlage zu dem später entstandenen Nibelungen-Epos, dem Gudrunliede und anderen bilden.

Carolus Magnus sammelte – wie bekannt – diese Lieder, welche schon damals vom Mönchsfanatismus mit blindem Wüten verfolgt und tunlichst vernichtet und ausgerottet wurden; er sammelte sie, ließ sie aufschreiben, und lernte sie selber singen und sagen. Aber nach seinem Tode gingen sie nebst anderen Schriften und unschätzbaren Denkmälern des germanischen Altertums – leider! – verloren.

Die alten deutschen Bardenlieder sind vergessen und verloren. Zwar haben sich wieder einige Sänger unter Kaiser Otto I., wiewohl verchristlicht, doch noch im altererbten Stile hervorgewagt, aber sie hatten das Schicksal ihrer Vorgänger. Der heilige Vater lud sie dieser Ketzerei wegen nach Pavia, und sie wurden unterdrückt. Ja, die

Verfolgungswut gegen die alte deutsche Literatur ging sogar so weit, daß derselbe Papst Gregor es dem Bischofe Desiderius von Vienne zum größten Verbrechen anrechnete, daß derselbe mit seinen Freunden heidnische Bücher las; er selber ließ viele alte Manuskripte in seiner angemaßten geistlichen Allgewalt ins Feuer werfen. So scheint zu Ende des zehnten oder spätestens zu Anfang des elften Jahrhunderts der letzte Rest der bardischen Literatur vernichtet worden zu sein, und dies so gründlich, daß – scheinbar – sie sogar aus dem Gedächtnisse verschwand. Papst Sylvester, zu deutsch „Waldteufel", hatte es sogar den Mönchen zur Pflicht gemacht, alle bardischen und skaldischen Schriften allerorts aufzusuchen und als – Zauberbücher zu verbrennen. Sie waren in Runen – den „Zaubercharakteren" – geschrieben, und sind wohl jene Bücher, von welchen hie und da die Sagen berichten. So gründlich räumten damit Mönche auf, daß bis auf die Runenalphabete und die Merseburger Heilsprüche alles vernichtet wurde – ad majorem dei gloriam.

Es wird natürlich niemanden Wunder nehmen, wenn bei solcher gründlichen Verfolgungen, welcher die Skalden und ihre Werke von Seite der römischen Kirche ausgesetzt waren, die Halgadome wie die an denselben bestandenen Schulen den heiligen Zorn der Klosterleute wie deren Zerstörungsgelüste in erster Linie wachrief, und dies aus zwei gewichtigen Gründen. Erstens waren diese Halgadome „Burgen des Antichrists, des Teufels", sie waren die Pflanzstätten des blinden Heidentums, und zweitens waren sie unermeßlich reich, meist an herrlichen Orten gelegen, daher zur Klostergründung äußerst verlockend, weil schon für alles vorgesorgt war. So erklären sich auch die wie Pilze aus der Erde schießenden Klostergründungen, welche den edlen Fundatoren sehr geringe Kosten verursachten, weil sie zu deren Bestreitungen in fremde Taschen griffen. Es vollzog sich dieses so ähnlich, wie etwa tausend Jahre später die Reformation, bei welcher auch das verlockende Einziehen von Kirchengütern eine nicht unwesentliche Triebfeder bedeutete.

Die Halgadomschule wurde natürlich sofort geschlossen, aber durch keine neue christliche ersetzt, und so ward Deutschland mählich entschult, und eine Periode unglaublicher Verrohung und Verdummung unter dem

segenspendenden Krummstab trat ein. Nach und nach erwuchsen – aber sehr spärlich – die Klosterschulen, welche nur in lateinischer Sprache unterrichteten, um neue Geistliche zu erziehen und das Entnationalisierungswerk zu fördern und – wenn möglich – zu vollenden. Noch weiß die Sage von den Teufelsschulen auf den Venusbergen (den Halgadomen) zu erzählen, an welchen der Teufel in höchst eigener Person über schwarze Kunst Schule halte, und die fahrenden Schüler des Mittelalters gaben vor, dort die Magie erlernt zu haben.

Die Rundtürme der Halgadome aber wurden in christliche Kirchen umgestaltet, wodurch gerade in Deutschland das merkwürdige Phänomen beobachtet werden kann, daß die ältesten christlichen Kirchen Rotunden sind. Das Volk erinnert sich ihrer noch aus vorchristlicher Zeit und nennt sie entweder geradezu Heidentempel oder schreibt sie dem Tempelorden zu; wohl aus keinem anderem Grund, als weil es Tempel mit Templer für gleichwertig hielt. Daher hinken alle die Deutungen der gerade diese Bauten schmückenden rätselhaften Bildwerke gar gewaltig, weil man sie stets aus der Bibel, selbst aus der spaßhaften Laune (!?) der Steinmetzen erklären will, statt aus den Symbolen der Wuotansmythe, der sie doch geweiht waren.(Näheres hierüber siehe meine Abhandlung: „Deutsch-Mythologische Bildwerke an der Stephanskirche zu Wien“, Laufer´s Allgemeine Kunst-Chronik, 1889, Heft 9. 10. 11.)

Aber, wie kann es einem Deutschen einfallen, bei sich zu Hause, bei seinen Ahnen etwas erbeigentümlich Originelles zu suchen und zu vermuten!? Was Bauten sind, muß römisch sein oder doch von den mittelalterlichen (angeblich) mönchischen Baukorporationen stammen; daß solches die vorchristlichen Vorfahren gebaut haben könnten, zu welchen „Barbaren“ erst die Mönche das „milde Licht des Christentums“ gebracht haben, daß solche Bauten die errichteten, die auf einer tiefen, indianerhaften Kulturstufe gestanden, das zu denken wagte bisher noch kein deutscher Gelehrter. Es ist auch gar zu gefährlich, man könnte leicht als Ketzer verketzert werden.

Gebannt und landflüchtig zogen die erproprierten Skalden und Barden durch die Lande, heimlich dennoch ihre alten Schätze im Gedächtnisse, dank ihrer mnemotechnischen

Schulung, bewahrend, wenn sie auch deren Vorhandensein leugneten. Sie waren „zu den Wölfen (Wuotans, den Wilden) auf die Haide“ gebannt worden und bildeten den Grundstock des „Völkleins auf der Haide“. Alle, die im Mittelalter für „unehrlich“ erklärt waren, stehen mit der geächteten Wuotanspriesterschaft in irgend welchem Zusammenhang.

Als es so weit gekommen war, daß die Pfleger und Wahrer der deutschen Ideale entgütert als Bettler landfahrend durch die Fluren zogen, als das Volk der Deutschen völlig verdummt und verroht war, da herrschte von Rom aus herrlich und in Freuden der Statthalter Gottes unumschränkt über die Meinungen der Völker und Könige, verschanzt auf dem Felsen künstlich erzeugter allgemeiner Verblödung, den er Kanossa benannte, und auf denselben er eine schier uneinnehmbare Zwingburg erbaute, von welcher eine eigennützige Pfaffheit einen unwissend trotzigen Adel, ein schmachvoll entwürdigtes, beinahe entnationalisiertes Volk beherrschte. Rom, das mit dem Schwerte in der Faust Germania nicht zu bewältigen vermochte, dasselbe Rom schlug die Gewaltige in Fesseln, als er mit Rauchfaß und Weihewedel in Büßergewande barfuß über die Alpen geschlichen kam.

Und doch! Diejenigen, deren Besten einer sang:

> „*Untreu hält Hof und Leute,*
> *Gewalt fährt aus auf Beute,*
> *So Fried als Recht sind todeswund.....*“
>
> (Walter v. d. Vogelweide.)

die Minnesänger, waren die wiedererstandenen Barden und Skalden, welche die alten Lieder bewahrt hatten, denn diese erstanden auf´s neue. Gerade in der Minnesingerzeit wurden die gewaltigen Heldengedichte, das Nibelungenlied, die Gudrun und die kleineren Dichtungen nach alten treubewahrten Heldensagen geschaffen und zwar großenteils sogar noch in der Kunsttradition. Wie wäre solches möglich gewesen ohne den direkten Zusammenhang, durch geheime Fortpflanzung der Ordensregeln und Ordenslehren in der Form eines Geheimbundes, in dessen Rahmen sich allmählich aber

sicher der verchristlichende Skaldenorden in den christlichen Bund der „Minnesänger“ ausgestaltete? Sagt ja doch der Name „Minne-Sänger“ dies deutlich genug. Nicht Liebe, sondern Gedenken bedeutet der Begriff „Minne“, der ihnen zum Kenn- und Ehrennamen geworden. Ja, so mußte es sich entwickelt haben! Die alten Barden müssen in den Minnesängern ihre direkte Fortpflanzung gefunden haben, welche das Banner, das Heilszeichen der unentäußerlichen Stammesgüter, der deutschen Ideale erst dann wieder entrollten, als sie kräftig genug waren auf dem Kampfplatze zu erscheinen, um für die deutschen Ideale den Sieg zu erstreiten. Unter diesem stolzen Banner, in dieser neuen, gewaltigen Blütezeit des deutschen Sanges, der deutschen Literatur, erhob die altehrwürdige Priesterschaft des deutschen Glaubens sich zu jener noch viel zu wenig gewürdigten Tat, indem sie dem deutschen Volke wieder die deutsche Frauenverehrung zurückgab, welche ihm durch das frauenfeindliche ältere Christentum war entzogen worden. Sie erhoben die hehre Freya als Jungfrau Maria, die Allmutter Frouwa als Mutter Gottes, die leuchtende Peratha als Himmelskönigin auf die Altäre, und die duftigste Blüte des christlichen Mittelalters, das die gotischen (Halga-) Dome türmte, sproßte wie die blaue Wunderblume empor und nannte sich Marienkultus. Damit war die vorläufige Amalgamierung zwischen Deutschtum und Christentum vollzogen.

Die Nachfolger der Minnesänger als Priester des deutschen Glaubens an die unsterblichen Ideale wurden dann die Meistersänger und nach diesen der neuerstandene Dichterwald der Deutschen, deren jeder Einzelne sich als Barde und Skalde im besten Verstande des Wortes fühlen mag, wenngleich auch er als ein Besitzloser zu dem „Völklein auf der Haide“ gebannt ist, indem das Volk der Dichter und Denker es noch immer nicht verlernt hat, eben seine Dichter und Denker darben zu lassen.

Doch kehren wir wieder zu den vorchristlichen Zeiten zurück.

Es wurde oben gesagt, daß die Könige von Göttersöhnen stammten und „Kötinge“, nämlich Abkömmling von Göttern waren, wie Mythe und Sage es behaupten. Dies war keine Vergöttlichung im römisch-mythologischen Verstande, denn

Vergöttlichungen von Menschen (wie die Apotheose der Cäsaren) kannte das germanische „Heidentum“ nicht, das war erst der „römischen Kirche“ durch ihre Heiligsprechungen vorbehalten. Auch war es keine leere Schmeichelei, keine Selbstüberhebung der „Kötingsgeschlechter“, sondern eine notwendige mystische Konsequenz.

Der betreffende Gott, besser gesagt die physisch und psychisch ausgestaltet gedachte einzelne Eigenschaft des Einen Gottes (Allvater), die Personifikation eines Idealbegriffes, wurde als eine göttliche Person gedacht, welche ihr eigener, erster Priester war und diese Priesterwürde dann auf Menschen in einem Mysterium übertrug. Diese Menschen wurden nun als seine Kinder und Kindeskinder gedacht, wenn er als Stammvater eines Geschlechtes genannt wurde, oder seine Priesterschaft vermehrte sich durch Adoption bei irgend einer Mysterienfeier.

So war Wuotan sein eigener Priester, in welcher Eigenschaft (als Hangatyr) er sich sich selber opferte. Unter den Göttern war einer seiner ersten Opferer, der langbärtige Skalde Brage mit der runengezierten Zunge; dessen Gemahlin war Iduna, welche die Goldäpfel der Verjüngung besaß und bewahrte. Als Iduna von der Weltesche gesunken war, da hatte Brade sie bewacht. Das will sagen, daß in Zeiten, wo über ein Volk der Winter hereinbricht (denn wie es Völkerfrühlinge gibt, existieren auch Völkerwinter), es gerade seine Dichter sind, welche das Gold der Poesie bewahren, um es bei wiederkehrendem Frühling dem Volke zurückzugeben. Wohl uns, daß Brade Iduna bewachte, wohl uns, daß unbekannte Skalden und Sänger das Gold der deutschen Mythe bewahren, auf daß es ihre Nachfolger, die Minnesinger, wieder ausmünzen konnten.

Wie nun aber die Götter ihre Priesterschaft hatten, so besaßen auch die Göttinnen die ihre; und diese bestand aus den Heilrätinnen, den Albrunen, den Hechsen, Truden und Walen; aus Nornen, welche das Christentum als Nonnen wohl adoptierte, aber, seiner frauenfeindlichen Tendenz entsprechend, zu keiner eigentlichen Priesterinnenwürde gelangen ließ.

Und bei keinem Volke der Welt hatte gerade der weibliche Priesterstand jene hohe Bedeutung wie bei den Germanen, weil eben auch bei keinem anderen Volke die Frau jene hohe, fast vergöttlichende Verehrung genoß. Es wird bezeugt, daß es im vorchristlichen Germanien nicht wenige Frauen gegeben habe, welche durch eine höhere, fast übersinnliche Weisheit berühmt geworden sind; dies aber erklärt sich unschwer.

Das reine, untrügliche Naturgefühl ging bei den Männern im wilden Getriebe, im steten Ringen nach Erwerb verloren, ward aber bei weitem länger vom Weibe bewahrt, das mehr im engeren, darum aber nicht kleineren Kreise seiner Bestimmung waltete.

Von der verlorenen Innerlichkeit blieb den Männern als letztes Kleinod nur noch die Anerkennung und Schätzung jenes Innerlichkeitsgefühles übrig, das die Frauen noch bewahrt hatten, und so führte jenes Achtungsgefühl der Männer gegen die Frauen zu jener hohen Frauenverehrung, die nur der Germane kannte, deren Tacitus so rühmend gedenkt, welche durch das große Nationalgedicht der deutschen Wuotansmythe so herrlich vergöttlicht wurde und in der hervorragenden Priesterwürde der deutschen Frau ihre pragmatische Sanktion erfuhr.

Je später in der Zeit, desto mehr waren es auch hier wieder nur wenige Frauen, in welchen sich solche Ursprünglichkeit des Geistes in ihrer vollen Reinheit erhalten hatte, welche zu dem Ruhme einer Aurinia, Gauna (Kunna) oder Veleda führte. Die Alten hatten ganz recht, wenn sie diesen Frauen etwas Göttliches zuschrieben; es war eben nichts Anderes, als das Ursprünglich-Göttliche, was aus ihnen hervorleuchtete, was wir auch heute noch an unseren Frauen, wenn wir es finden, über alles lieben. Diese göttliche Eigenschaft der Frau ist aber noch heute am besten mit Innerlichkeit zu bezeichnen.

Auch bei den Priesterinnen läßt sich die Dreiheit nachweisen; zahlreiche Volkssagen lassen sie zu dreien wandeln, nennen deren drei Namen und berichten von der Dritten ausdrücklich, daß sie schwarz von Farbe ist. Dies entspricht der Nornen-Dreiheit; Urzeit, Werden und Folgen der Schuld. (Urda, Verdandi und Skuld.) Darum ist die Dritte

schwarz, dunkel; darum ist die Dritte die böseberatende Norn, die Unheilsrätin, welche den Heilsrat der beiden guten Nornen schwächt oder aufhebt, denn die Folgen der Schuld vernichten Glück und Wohlstand oft auf Generationen hinaus. Aber nicht nur die Folgen eigener „Schuld“, sondern auch ein böses Verhängnis verbergen die schwarzen Schleier der bösen Norn, denn der Mensch ist, wie die Götter es sind, dem Schicksalsschlusse unterworfen und nicht Herr seines Schicksals. Darum kannte auch das deutsche Recht nur Sühne und Buße, nicht aber Rache und Strafe, und selbst das, war wir heute Todesstrafen nennen, vollzog sich in vorchristlicher Zeit lediglich als – Sühnopfer.

Das Volk unterscheidet noch heute jene zu „Unholden“ gewordenen Priesterinnen genau nach drei Graden; es kennt Hexen, Truden und Walen, welche Unterscheidung vollkommen der Dreiheit des Gottbegriffes entspricht, so wie den Triologien; „Wodan, Willi, We“, „Wuotan, Donar, Loki“, „Freya, Frouwa, Helia“, „Urda, Verdandi und – Schuld“.

Und so wie hier durchaus die „hochheilige Drei als Einheit“ zu Grunde liegt, in dem Sinne des Entstehens, des Weiterentwickelns oder Waltens, und des Vergehens zu neuem Werden, so durchsetzte die ganz gleiche Drei das Gesamtgefüge des Volkes, vom kleinsten Keim bis zum vollendeten Staate, als Recht und Religion, als Wehrkraft und als Erwerbskraft, oder nach Ständen geordnet, als : „Lehrstand“, „Wehrstand“, und „Nährstand“. Auf dieser gewaltigen, eherngeschmiedeten Dreisäule ruht nun, wie auf einem erzgegossenen Fundamente, die von allen Zeiten einstimmig anerkannte staatengründende Kraft der Deutschen.

Aber wie sich das männliche Priestertum von Barden- und Skaldenorden in den Minnesängerbund ausgestaltete, als mit Auftreten des Christentums ihm ein anderer Entwicklungsgang aufgezwungen wurde, so ward aus dem hehren, heiligen Priesterinnenstand durch Verfolgung und mönchischen Haß das grauenhafte Hexentum mit all seinen blutrünstigen, wahnsinnigen Folgeübeln in unheilbrütender Stunde geboren.

Und hier muß auf einen Umstand zurückgreifend erinnert werden, der bisher in dieser Abhandlung scheinbar

übergangen wurde, auf die Zauberkunde des germanischen Priestertums.

Zu jenen fernen Zeiten kannte der Mensch von den Naturkräften nur deren sinnlich wahrnehmbaren Äußerungen und ward durch sein Gefühlsleben, das noch das Verstandesleben überwog, zu der Annahme hingedrängt, daß diese Äußerungen die Lebensbedingungen eines unmeßbar höheren Wesens denn er selber sein müßten, eines Wesens, dem er sich in Furcht und Bangen beugen müsse, um Gnade vor dessen Augen im guten wie im bösen Sinne für sich zu erwirken. Wie die Nebel, die um die Bergesgipfel ziehen, bildete und formte sich in seiner Sinneswelt die erste naive Gottheitsidee, und zwar die des feindlichen Brüderpaares aus, das sich bekämpfte, wobei es ihm zum Troste gereichte, daß stets das Lichte, Warme, Gute über das Dunkle, Kalte, Böse siegte. Da nun unsere Vorfahren im Kindheitstraum des werdenden Volkes in viel unmittelbarerem Verkehr mit der Natur standen als wir, ihre in unsere Stadtverließe eingepferchten Nachkommen, so ist es unschwer zu begreifen, daß uns der weitaus größte Teil jenes Natursinnes verloren gegangen ist, welchen die Wissenschaft nur mangelhaft zu ersetzen vermag. Auf diesen Natursinn aber fußen eben alle jene rätselhaften Erscheinungen des Zaubers oder der Magie, worunter z. B. auch die sympathetischen Kuren gehören, deren Heilskraft in vielen Fällen erwiesen ist, ohne daß die moderne Wissenschaft sie zu erklären vermöchte. Aber noch Tiefergreifenderes, Rätselhafteres ist zu erwähnen.

Es sind hier offenbar Kräfte der Menschennatur in Bewegung getreten, welche zu enträtseln der modernen Wissenschaft noch nicht gelungen ist, welche vordem kräftiger sich entfalten konnten, und heute, in Folge ihrer Außergebrauchstellung, seltener wurden und verkümmerten. Letzteres vielleicht eben in dem Maße, in welchem wir das Gefühlsleben gegen das Verstandesleben zurückgehen merken. Wären nun diese verborgenen Kräfte des Menschen schon erforscht, ja manche ungeahnten erst entdeckt, so würde nicht nur manch Unerklärbares erklärt sein, sondern vieles heute als Aberglaube Belächeltes ganz natürlich erscheinen, während man es heute nur deshalb leugnet, weil man es eben nicht erklären kann, aber in der Selbstüberhebung es nicht eingestehen will, daß man es

nicht deuten könne, weshalb man es vorzieht, das Unerklärliche einfach als nicht existierend, als Aberglaube hinzustellen.

Und darin liegt der ungeheure Irrtum der Hexenprozesse, der innerhalb elf Jahrhunderten etwa neun und eine halbe Million Hexenhinrichtungen verschuldete, daß das christliche Mittelalter das Hexentum vom Standpunkte der Religion als Ketzerei verfolgte, während es rein menschlich war und weder mit dem Christentum noch mit irgend welch anderer Religion etwas gemein hatte. Es beruhte einfach auf dem, durch uns verloren gegangene Mittel erlangten, bewußten Gebrauch jener geheimen Kräfte, welche eben heute im Menschengeschlechte verkümmert erscheinen, da eben durch Jahrhunderte hindurch ihre Ausbildung vernachlässigt wurde.

Vielleicht auch sind durch die Hexenprozesse jene bevorzugten Naturen so gründlich ausgerottet worden, daß sich erst allmählich diese Eigenschaften im Menschengeschlechte wieder entwickeln können. Aber wie das Mittelalter das Hexenwesen irrtümlich behandelte, indem es dasselbe aus religiösen Gesichtspunkten betrachtete und als Ketzerei verfolgte, ebenso ist der moderne Anthropologe im gleichen Irrtum befangen, der das Hexentum vom Standpunkte falscher Aufklärung aus betrachtet und, es als Aberglaube erklärend, dessen Tatsächlichkeit leugnet.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß in den Somnambulen und Medien die Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts die Tatsächlichkeit des Hexenwesens erkennen wird.

Daraus geht denn hervor, daß das Hexenwesen keinesfalls erst entstanden war, als Papst Innocenz VII. im Jahre 1485 jene berüchtigte Bulle erließ, welche zur Ursache der Hexenprozesse wurde, sondern es bestand – wie der Skalden– und Bardenorden – schon seit den Urtagen des deutschen Volkes; es war älter als das Christentum, denn es bestand als der weibliche Priesterorden des Wuotanskultes, hochgeehrt vom Volke, dem es mit Heilsrat in physischer wie psychischer Beziehung, mit Rat und Tat ungezählte Wohltaten erwiesen.

Aber mit dem Hexenwesen sind die berüchtigten Hexentänze unzertrennlich verbunden, und diese verdienen auch unsere volle Aufmerksamkeit, denn der Hexentanz war nichts anderes als ein hochheiliges Mysterium ganz ähnlich jenem des Dionysos oder ähnlicher Weihen verwandter Religionssysteme.

Diese hochheiligen Weihen entwickelten sich geraden Weges aus dem weiblichen Priesterorden des Wuotanskultes, bei welchen Mysterien eben die Heilsrätinnen und die anderen Wissenden die Hauptrollen spielten.

Da es aber auch hier an gleichzeitigen Nachrichten begreiflicherweise noch gründlicher mangelt als bei dem Berichte über die deutschen Skaldenschulen, so muß der Beweis für jene Mysterien nach rückwärts schreitend erbracht werden, ausgehend vom mittelalterlichen Hexenwesen, um die leitenden Fäden zu finden, welche zur Urzeit zurück zu leiten geeignet erscheinen.

Es seien daher in erster Linie die sieben Grade des Hexentums, wie solche aus den Protokollen der Hexenprozesse sich ergeben, zur Erklärung herangezogen, um weitere Schlüsse zu ermöglichen.

Die erste dieser sieben Stufen war die Verführung. Diese geschah (angeblich) durch den Teufel in höchsteigener Person, jedoch nie in wahrer Gestalt, sondern in der Verblendung eines Buhlen (incubus) oder einer Buhlin (succubus). Die meisten Hexen sind durch Ehebruch dem Teufel in die Falle geraten, wohingegen die Hexenmeister ihm durch den Freischluß zu Eigen wurden, oder wohl auch auf dem Gebiete unerlaubter Liebe in seine Netze gerieten.

Die zweite Stufe war erreicht, wenn die Verführung – ob durch den incubus oder den succubus – zur Tat geworden war, nach drei, neun oder vierzehn Tagen kam der siegreiche Verführer wieder und wurde nun erst der (oder dem) Verführten in seiner wahren Art bekannt. Die Gestalt, die er da zeigte, änderte er nie. Der Sündenlohn, den da der Teufel in klingendem Golde zahlte, verwandelte sich bei den Frauen in Roßäpfel, bei den Männern aber in Scherben. Die erste Erkennungsszene flößte den Verführten stets grauenvolle Furcht ein, denn zu spät erst erkannten sie , wie

sie sich unrettbar in den Schlingen der Hölle verstrickt hatten. Damit erstiegen sie die dritte Stufe des Hexentums, denn nun verlangte der (angebliche) Teufel die Verleugnung Gottes und der lieben Heiligen oder drohte mit sofortigem Tod. Nun folgte die vierte Stufe, die Hexentaufe und Vermählung mit dem (vermeintlichen) Teufel, welche unbeschadet der aufrecht erhaltenen christlichen Ehe einige Tage später erfolgte, wo Braut und Bräutigam andere Namen erhielten, welche sie fortan auf den Hexentänzen zu führen hatten. Selbstverständlich hatten die Verführten das Gelübde unbedingten Stillschweigens zu leisten, namentlich durfte dem beichtabhörenden Priester kein Geständnis gemacht, die empfangene Hostie auch nicht verzehrt werden, sondern der Kommunikant mußte selbe entweder auf den Mist werfen oder sonst verunehren.

Bei der „Hexenhochzeit“ oder „Hexentaufe“, welche als eigentliche Aufnahms-Zeremonie in den Hexenorden zu betrachten ist, wurde der Hexe das „Hexenmal“ aufgedrückt oder eingebissen; es war also ein blutiger Dienst, denn derlei Wunden heilten erst nach mehreren Wochen. Ausdrücklich wird erwähnt, wie der Böse „Blut von ihr genomben von haimlichem Ort“.

Damit war die neu an- und aufgenommene Hexe reif, an den „Hexentänzen“ als der fünften Entwicklungsstufe teilzunehmen. Wie es auf solchen Hexentänzen herging, ist bekannt. Die abgeschmackte Schilderung der Prozeßakten läßt solche Versammlungen freilich wenig verlockend erscheinen, aber tatsächlich waren es wilde Orgien, ausschweifend nach jeder Richtung hin, dem brutalsten Sinnentaumel gewidmet. (Wohlgemerkt, diese Zustände galten nach dem XV. Jahrhundert.) Übrigens würde man sehr irren, wollte man das „Ausfahren auf dem Besen“ wörtlich nehmen. Die Hexen gingen zu den Versammlungen zu Fuß, oder ritten wohl auch auf Pferden hin, und wenn auch gewisse Zauberweihen in Anwendung kamen, so ging es trotz alledem auf solchen Hexensabbaten auf ganz natürliche Weise zu. Daß diese Hexenversammlungen jedoch keine Erfindungen waren, sondern tatsächlich abgehalten wurden, bestätigt Vogt in seinem interessanten Buche: „Disputatio de conventu sagarum ad sua sabbatha“ (Wittenberg 1667), in welchem die wirkliche Existenz der Hexentänze und Feste nachgewiesen wird.

Was die Hexensalbe anbelangt, so bestand diese aus dem Sud des Opfermahles, das in früheren Zeiten stets ein Menschenopfer war, entweder ein Mann oder ein Kind. Die Tötung erfolgte durch Erhängen, worauf der hängende Körper in Stücke zerrissen wurde. Später, als es schwer ging, derlei Opfer zu erlangen, begnügte man sich mit vom Galgen gestohlenen Diebsleichen oder auch mit ausgescharrten Kinderkörpern, bei welch letzteren jedoch ungetauft verstorbene Kinder den Vorzug hatten. Die Kohle (Spodium) der verbrannten Knochen lieferte das Hexenpulver.

Derlei Hexentänze fanden dreimal im Jahre statt, und zwar zu Walpurgis, vierzehn Tage nach Johanni und zu Weihnachten.

Die sechste Stufe bildete die Kenntnis des Zaubers, der selbstredend in den Prozeßakten stets als eine Ausgeburt wahnwitziger Bosheit dargestellt erscheint, was er ursprünglich begreiflicher Weise nicht gewesen war.

Die siebente und letzte Stufe bestand in der „hochverbotenen“ Kunst des Wetterbrauens wie in besonders gefährlichen Missionen, die mitunter sogar das Leben in Gefahr brachten oder zur Entdeckung führten, was so ziemlich gleichbedeutend war.

Durch die Verfolgungswut und die Absicht der Richter, Aussagen zu erpressen, welche im Verstande der Zeit gelegen, so abgeschmackt als nur immer denkbar sich erwiesen, wurde der wahre Kern der Tatsache verdunkelt, der, wenn man ihn jener ungeheuerlichen Zutaten entkleidet, auf nicht Weiteres als auf eine geheime Gesellschaft hinweist, halb im Sinne unserer heutigen Spiritistenversammlungen, halb in dem einer wilden, brutalen Orgie; das Ganze aber in einer Mißbildung und Entartung, welch ganz gewiß auch heute noch der moderne Staatsanwalt sehr eifrig verfolgen würde.

So zeigte sich nun allerdings das Hexentum erst zur Zeit seiner tollsten Entartung kurz vor dessen Erlöschen; vordem war es besser um selbes bestellt.

Hat sich nun in seiner Haupterscheinung das Hexentum als eine geheime Gesellschaft entpuppt, so ergibt sich ferner, daß der vorsitzende (angebliche) Teufel, selbstverständlich erst in der Zeit der Hexenprozesse zum leibhaftigen Gottseibeiuns gestempelt wurde, denn früher war es Wuotan, der Göttervater, selbst, der hier den Vorsitz führte. Und solches jedoch nur symbolisch, mithin unsichtbar, oder durch einen sichtbaren Repräsentanten, der in der Maske des Gottes erschien. Diese Maskierung des Vorsitzenden, so wie der hervorragenden Teilhaber und Teilnehmerinnen, welche alle den göttlichen Hofstaat repräsentierten, führt zu den Mysterienspielen, welche in dramatisierter Form den eben zu feiernden Mythos zur Anschauung brachten. Dies ist der Anfang der dramatischen Kunst in Deutschland, welcher bisher in den Klostermysterien des Mittelalters gesucht wurde, ohne zu bedenken, daß, wenn solches richtig wäre, die „Mimen“ gewiß nicht den „unehrlichen Leuten“ wären beigezählt worden. Dies wurden sie nur, weil sie eben zur alten Wuotanspriesterschaft gehörten, wie die Spielleute und – der Scharfrichter, der alte Opferer. Der Name „Mine“ entspricht eben dem des Riesen „Mime“ (Mimur), mit dessen Haupte Wuotan Worte der Weisheit wechselte und der die Personifikation des Gedächtnisses war.

Solche Mysterienspiele sind mehrere auf uns gekommen, abgesehen von den dramatisierenden Dichtungen in der Edda mag nur an den „Drachenstich“ zu Furth in Bayern, an das „Drei-Königs-Spiel“ in Steyermark und Kärnten und an noch manch Ähnliches erinnert werden.

Aber auch des Maskierens gedenken die Protokolle und geben als Grund dafür die begreifliche Vorsicht an, unerkannt und dadurch unentdeckt und ungefährdet der Versammlung beiwohnen zu können; der wahre Grund war schon längst vergessen.

Unter den Anwesenden bei solchen Tänzen sind vorzüglich Spielleute und Geiger erwähnt, welche schon oben als der Gilde der Skalden und Barden angehörig bezeichnet wurden; und auch sie galten für unehrlich durch das ganze Mittelalter hindurch.

Die Unehrlichkeitserklärung, welche einem Bannfluche gleich ganze Stände traf, bezeichnet eben diese als zusammengehörig und mit dem von der Kirche besiegten Wuotansdienst enge verwachsen. Nicht nur diese dramatischen Schaustellungen allein verfolgte die Kirche, sondern auch das Tanzvergnügen und namentlich die maskierten „Mummenschänze“ verbot sie als Heidengreuel. Ja, trotz ihrer Nachahmungssucht ging sie sogar so weit, daß sie bei kirchlichen Musikaufführungen die heidnischen „Flöten und Geigen“ verbannte, was beinahe zum Ritus wurde, denn heute treten die Eiferer für reine Kirchenmusik, die „Cäcilianer“, dafür ein, nur orgelbegleitete Choralmusik wäre der Kirche würdig. Nichtsdestoweniger nahm aber auch die heidnischen Mysterienspiele sich die Kirche zum Vorbild ihrer Passionsspiele und fordert nun für diese die Ehre, die Vorläufer der heutigen dramatischen Dichtkunst zu sein. Wäre dies Wahrheit, so wären die deutschen Mimen nicht geächtet, sondern in irgend eine Bruderschaft vereiniget und so gewissermaßen geheiligt worden.

Auffallend ist, - um wieder zur Hexengemeinde zurückzukehren – daß sich dieselbe durch die Verführung im erotischen Sinne vermehrte, welche nur bei Männern eine Ausnahme, zwar die des gewährten Freischusses, gestattete, wenn die erotischen Lockungen sich nicht als kräftig genug erwiesen.

Das weibliche Geschlecht bildete somit auch im „Hexen-Orden“ die Überzahl, es war dessen Hauptstütze, wie es ja überhaupt das Weib ist, welches jeder Religion sich am fügsamsten unterwirft. Dieser Umstand ist durch die Erfahrung längst als wahr erkannt. Das weibliche Geschlecht ist eben innerlicher als das männliche; es ist mehr dem Gefühls- als dem Verstandesleben ergeben und daher leichter durch Sinnestäuschungen zu gewinnen und unschwer zum rasendsten Medium, irgend einer mehr oder minder großen Idee mit guten oder schlechten Zielen, namentlich dann, wenn dieselbe in die mystischen Schleier einer „geheimen“ Gesellschaft sich hüllt, fortwährend neue Mitglieder zuzuführen, sei es im Wege der Kindererziehung, sei es durch ihre Einwirkung auf die engere oder weitere Umgebung. Darum bildete auch das weiblich Geschlecht die Überzahl im Hexen-Orden, so daß man auf zehn bis zwölf erst einen Hexenmeister zählen konnte. Das wirksamste

Lockmittel für das weibliche Geschlecht bildete denn auch in diesem Falle die süße Frucht verbotener Genüsse.

In dem Stadium der Verkommenheit, in dem um diese Zeit das Hexenwesen sich befunden haben mußte, waren selbstverständlich die ausschweifendsten Laster dessen Hauptzweck, wie schon aus der Art der Aufnahme durch die „Verführung“ hervorgeht. Ein halbes Jahrtausend früher war es anders gewesen. Damals war das Hexentum der geheime Orden der letzten Anhänger des deutschen Glaubens, der Wuotans-Verehrer, um „verstohlener, verhehlter Weis“ ihre Wuotansopfer, ihre „ungebotenen Dinge“ (Thinge) zu feiern. Aus dieser “heimlichen Acht" entwickelte sich nun männlicherseits die „heilige Fehme“, welche altes Recht wie alte Religion zu wahren strebte, deren Spuren noch heute nicht erloschen sind, wie z. B. das „Haberfeldtreiben“ der bayrischen Bauern zeigt, während es weiblicherseits in jene Orgien der Hexentänze ausartete. Nur nebenbei sei hier darauf hingewiesen wie das Juwel des Menschengeschlechtes, die Frau, wenn sie der Führung des Mannes entbehrt, wie ein steuerloses Schiff sich im Wogenlabyrinthe des Lebens verliert; die moderne Frauenemanzipation wird ein moderner Hexentanz des künftigen Jahrhunderts werden und wie dieser ein Ende mit Grauen finden.

Nachrichten aus dem elften Jahrhundert stellen das Hexentum in einem weitaus günstigeren, wenn schon feindseligen, doch lange nicht so gehässigen Lichte dar, wie die Hexenprozeßakten.

Bischof Burkhart II. von Worms, der im Jahre 1024 starb, erwähnt schon des Teufelsdienstes bei Weiberversammlungen, welche gewiß nichts anderes waren als das, was die Hexenprozeßakten Hexentänze nannten. Eine solche Versammlung, welche er „Consortium“ nennt, nahm Weiber zu Genossinnen auf, welche aber alle, wie er sagte, vom Teufel betrogen wurden (a diabolo deceptae), obwohl sie auf dessen Befehl (ex praecepto) zur Versammlung fahren mußten. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist, daß seinem Berichte gemäß dem Volksmund (vulgaris stulitia) jedes Mitglied solcher Versammlung „Holda“ nannte. „Holda“ oder „Hulda“ ist aber einer der

Namen der Göttermutter Frouwa, welche – selber Zauberin – Gemahlin des obersten Zauberkenners Wuotan ist.

Der Volksmund also nannte diese Hexen die „Holden“, woraus hervorgeht, daß sie damals noch nicht zu „Unholden“ herabgesunken waren, wie ein halbes Jahrtausend später. Nicht minder beachtenswert ist, daß Bischof Burkhard weiter berichtet, wie diese Holden (Hexen) auf Tieren ritten, und von Besen und Heugabeln noch nichts zu sagen weiß. Daß er die Weiber übrigens von einer Anzahl Teufel einberufen läßt, weist eben auf seinen, vom kirchlichen Standpunkt begreiflichen, Haß gegen den Wuotansglauben, dessen Göttergestalten vom christlichen Klerus konsequent für Teufel erklärt wurden, welcher Auszeichnung hier sicherlich diejenigen Skalden teilhaftig wurden, welche in der Maske der Asen erschienen und deren Repräsentanten waren. Im Übrigen schweigt der bischöfliche Bericht darüber vollkommen, was in jener Versammlung der Holden überhaupt geschah. Da nun Selbstverständliches auch in modernen Berichten übergangen wird, so ist dieses Schweigen kein absichtliches im Sinne des modernen „Totschweigens“, sondern ein Zeichen für den stillschweigenden Bestand des Wuotanskultes neben dem Christentum als „Neben-“ oder „Über“- Glaube, der damals noch anerkannt, wenngleich bekämpft wurde und erst später sich in den „Aber“-Glauben verwandelte.

Und doch scheint schon zu jener Zeit das Hexentum mehr „Kultus“ als „Lehre“ gepflegt zu haben. Dies darum, weil schon lange vorher die höheren Stände, die Dynastengeschlechter und der hohe Adel sich vom Hexenwesen oder, was dasselbe ist, vom Wuotans-Kulte zurückgezogen hatten, wie etwa in der Rokokko- und Zopfperiode sich die sogenannten besseren Stände von den alten Volksfesten ferne hielten, als die Zeit der italienischen Opern und der französischen Assembléen angebrochen war. Der Effekt war der nämliche; die Wuotansmythe war, modern gesprochen, einfach aus der Mode gekommen. Als die Volksfeste unmodern geworden waren, blieben sie einzig und allein dem Landvolke überlassen, das noch heute die Sonnenwendfeste, den Wasservogel und ähnliche Feste feiert, welche von den Städten schon längst vergessen sind.

Ganz im gleichen Verhältnis hielten sich nun schon beiläufig ein Jahrtausend früher Könige und hoher Adel von den alten Wuotansmysterien, dem nachmaligen Hexentume, fern, das nun den Bauern allein verblieb. Es war eben das Christentum in die Mode gekommen.

Wenn aber solch ein alter Volksbrauch abstirbt, dann hat er schon vorlängst seine Bedeutung verloren. So war es im elften Jahrhundert mit den Versammlungen der Holden, welche zu einem „Kulte ohne Lehre“ herabgesunken waren, so wie es im achtzehnten Jahrhundert mit den Volksfesten ganz ähnlich erging, welchen ebenfalls schon Jahrhunderte lang der mystisch-religiöse Kern im Sinne des deutschen Urglaubens verloren gegangen war.

Der Stand der Unfreien, der Bauern, welcher zu allen Zeiten die tiefste Bildungsstufe eines jeden Volkes (obgleich dessen fortwährender Regenerator) bedeutet und darum auch stets, und zwar im besten Sinne gemeint, am konservativsten gesinnt ist, war nun die einzige Stütze der sinkenden Wuotansmysterien, und so war es kein Wunder, wenn das Hexentum immer mehr verrohte, versumpfte. Und so sank es immer tiefer, bis es während der Periode der Hexenprozesse, etwa zweihundert Jahre vor diesen, spätestens anfangs des achtzehnten Jahrhunderts erlosch.

Daraus erklärt es sich unschwer, wieso es kam, daß gerade der Bauernstand es war, der die Überzahl der Hexen lieferte, während solche aus dem Bürger- oder Adelsstande nur in den seltensten Ausnahmefällen in Prozeßprotokollen Erwähnung finden.

Trotz alledem war die Hexerei nicht verboten; nur eine einzige Handlung des Hexenwesens zog Strafe nach sich, und diese eine, schwerverpönte Handlung war das Menschenopfer und das Essen von – Kinderfleisch.

Erst mit der Bulle des Papstes Innocenz VIII. aus dem Jahre 1485 begann der Hexenprozeß; erst von da ab galt die Hexerei als todeswürdiges Verbrechen.

Als unter Kaiser Otto dem Großen, im zehnten Jahrhundert, das letzte Aufflackern des männlichen deutschen Wuotanspriestertums, des alten Sängerordens, gewaltsam

und für immer unterdrückt worden war, als die Versammlungen der vereinzelten Wuotansverehrer nicht mehr theologisch-wissenschaftlich geleitet werden konnten, weil die Führer fehlten, da ging die noch immer heimlich gepflegte Lehre unter, und nur mehr die „Zeremonie“, das „Brauchtum“ blieb. Dieses artete nach und nach zur unzüchtigsten Orgie, zur Brutstätte von schamlosen Lastern und Verbrechen aus, welche dem Volke mit völliger Entsittlichung drohten; die Hexentänze waren tatsächlich zu einer Gefahr geworden, nur in einem anderen Sinne als es die Hexenrichter vermeinten.

Im germanischen Altertum jedoch, ja selbst noch im früheren christlichen Mittelalter, wo diese Versammlungen noch von den wissenschaftlich geschulten Skalden geleitet wurden, da waren diese Feste und Tänze allerdings auch nicht frei von Ausschweifungen, aber diese erotischen Zeremonien hatten tiefen mythischen Grund; sie fußten in der Naturreligion und waren darum keineswegs demoralisierender Art; kurz gesagt, es waren Mysterien, vollkommen analog den Dionysien der Alten.

Diese Wuotansmysterien bezogen sich auf die Fruchtbarkeit der Natur und hatten in diesem Sinne den mystischen Zweck, das Erwachen der Natur festlich zu begehen, um ein reich gedeihliches Jahr zu erzielen.

Um aber die Parallele zwischen den deutschen Hexentänzen und den griechischen Dionysien, und folgerichtig jene zwischen den „Hexen“ und den „Bacchantinnen“ zu begreifen, sollen beide Mysterien gegen einander gestellt und verglichen werden, und man wird über die nicht gewohnten Ähnlichkeiten staunen.

Dionysos (Bacchos) heißt auch der „Nächtliche“, auch „Schwarzfuß“ oder „Geißfuß“; er regierte mit Demeter die Unterwelt, war bärtig und bockgehörnt; weshalb er auch der Bock genannt, ihm ein Bock geopfert wurde und die bekannten bocksfüßigen Satyrn sein Gefolge bildeten.

Da die Blocksberg-, richtiger Bocksberg-Sagen und Szenen zu bekannt sind, bedarf es hier lediglich nur des Hinweises auf den bockfüßigen Teufel, der oft vollständig als

Bockgestalt geschildert wird, um die Ähnlichkeit zu erkennen.

Auch der Umstand, daß der Buhlteufel bald als Mann (incubus), bald als Weib (succubus), „verführte“, findet sich bei Dionysos, der ebenfalls sein Geschlecht nach den Umständen wechselte, weshalb er auch männliche wie weibliche Bacchanten in seiner Folgeschar versammelte. Des Teufels grüne Farbe ist ebenfalls dionysisch; waren doch das Wintergrün, das Immergrün und der Efeu des heiteren Wein- und Freudenspenders Weihpflanzen, eben ihrer immergrünen Eigenschaften willen.

Auch im bacchischen Gefolge bilden – wie bei den Hexentänzen – die Mänaden die Überzahl, und der Spielleute ermangelten die Bacchanalien gleichfalls nicht. Auch die Dionysien wurden auf Bergen gefeiert gleich den Hexentänzen, und bei beiden schloß man Uneingeweihte strenge aus. Wie die Hexentänze wiederholten sich die Bacchusfeste dreimal im Jahre, und bei beiden Mysterien bestand der Tanz in einem großen Kreistanz, dem Ringelreigen, bei dem mystische Räucherungen – der Hexennebel – stattfanden; auch die Maskierungen sind beiden gemeinsam.

Aber nicht nur die zügellose Raserei im Tanzen, Schmausen und Trinken ist beiden Mysterien im gleichen Maße eigen, sondern nicht minder die Hexenküche. In den Dionysien ward bekanntlich ein Mensch im bacchischen Rasen in Stücke zerrissen, im Kessel gekocht und von allen Anwesenden verzehrt; solch grauenvolle Opferweihen berichten nun aber auch die Protokolle der Hexenprozesse. Erst später, als der zu feiernde Mythos vergessen und verloren war, als nur mehr die Zeremonie seelenlos geübt wurde, als das Hexentum vollständig in Verfall geraten war, begnügte man sich mit vom Galgen gestohlenen Diebesleichen oder ausgegrabenen Kindeskörpern.

Bei den Dionysien sollte das Menschenopfer daran erinnern, wie Dionysos-Zagreus von den Titanen zerrissen und im Kessel gesotten wurde; ein diesbezüglicher deutscher Mythos ist nun allerdings nicht bekannt, oder er ist verloren gegangen. Da aber Hexentänze häufig bei Hochgerichten, unter dem Galgen, abgehalten wurden – weil man eben

diesen an der altgeheiligten Opferstätte belassen, aber geächtet hatte – und weil in Hexenprozessen die Leiber erhängter Diebe eine bedeutende Rolle spielen, so dürfte das ursprüngliche Hexenopfer durch Erhängen getötet worden sein, ehe es in die Hexenküche wanderte.

Zur dieser Annahme berechtigt allerdings eine Strophe des Runenliedes (Runatals-thâttr), in welcher Wuotan als Selbstpriester sich sich selber opfert; die Strophe lautet:
„Ich weiß, wie ich hing am windkalten Baum
Neun ewige Nächte,
Vom Speere verwundet, dem Wuotan geweiht,
Ich selber geweiht mir selber;
An jenem Baum, der jedem verbirgt,
Wo er den Wurzeln entwachsen.“

Mythisch hochbedeutsam ist, daß diese Strophe nicht nur die Einleitung zu den achtzehn Runen- eigentlich Zauberliedern bildet, sondern auch den Mythos von der Wiedergeburt enthält, der in dem achtzehnten Runenliede direkt ausgesprochen erscheint und überdies in der Mythe vom Alraun eine merkwürdige Bestätigung findet.

Dem germanischen Glauben zu Folge vereinigt der Opfertod wie der Schlachttod, der ebenfalls als eine Art Opfertod aufgefaßt wurde, den Geopferten sofort mit der Gottheit; der Opfertod ist also die eigentliche geistige Wiedergeburt. An dieser geistigen Wiedergeburt nehmen nun alle versammelten Mystagogen Teil und erwerben gleiche Verdienste, als wären sie selber geopfert worden. Da nun Wuotan sich selber opferte, so galt der Selbstmord als Selbstopfer und ebenso rühmlich wie der Schlachttod.

Dieser mystische Sinn ist die Geheimlehre jedes Mysteriums und mußte es daher auch jedes Mysteriums gewesen sein, das den Kern der Hexentänze zur Blütezeit des Urglaubens gebildet hatte und das Menschenopfer erklärt.

Verschwiegenheit ist allen Mysterien (selbst den modernen, wie Freimaurerei, Nihilismus, usw.) gemeinsam; daß die Hexe speziell in der Beichte nichts verraten durfte, ist eine mehr als selbstverständliche Klausel des Gelöbnisses. Auch darin bietet sich noch eine Parallele mit den bacchischen Mysterien, daß auch dort die niederen Proben zehn Tage

währen, während hier bei den Hexen eine ähnliche Frist (3, 9 oder 14 Tage) beobachtet wurde; denn erst nach dieser Zeit zeigte sich der Verführer „in seiner wahren Gestalt“, das heißt, der Neophite wurde jetzt erst Wissender.

Durch den Verlust der Mysterienmythe bei den Hexentänzen war nur das Zeremoniell geblieben, das aber selbstverständlich auch vernachlässigt und, weil schließlich selber mißverstanden, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und nur an den Hauptmerkmalen noch kenntlich blieb. Diese Verstümmelung erfuhr das Hexenritual durch die Parodierung der römisch-christlichen Liturgie. Dies aber jedenfalls in verhältnismäßig sehr früher Zeit.

Von dem alten Ritual scheint nur die Hexentaufe, das Einbeißen des Hexenmales (als sinnbildlicher Opfertod), das Tanzen samt Zubehör und der Hexenkessel geblieben zu sein; allenfalls noch die grüne Farbe des Meßkleides, das der kopulierende Teufel - den Priester parodierend – trug. Alle anderen Bräuche, Meinungen und Symbole zeigen nur in läppischer bäuerlicher Dörpertheit die Verhöhnung christlicher Weihegebräuche.

Die Hexentänze, im Sinne von Mysterien des Unglaubens, mögen sich also bis zur Zeit Kaiser Ottos des Großen, etwa bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts, erhalten haben, nach welcher Frist durch den Verlust einer strengliturgischen Leitung nach und nach die Mythe abblaßte und endlich gänzlich verloren ging, das Ritual noch eine Zeit lang fortvegetierte, aber mählich verwilderte, so daß die einst weihevollen Mysterien völlig würdelos verrohten und verstumpften. So verrannten sich endlich die Hexentänze in sinnlos-läppische Parodierung der Kirchengebräuche und erlagen endlich einer grausamen Verfolgung am Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts.

Das ursprüngliche Mysterium verwandelte sich aus gleichen Gründen im Verlaufe der Zeiten nicht nur in eine zügellose Orgie, sondern schien noch anderen lichtscheuen Elementen, namentlich dem Vagantentum, Zigeunern und Mordbrennern, nicht unerheblichen Vorschub geleistet zu haben.

Noch aber sei hier einer wichtigen Erscheinung gedacht, welche auf die mittelalterliche Unehrlichkeit gewisser Personen, wie anderen sonst wohl unerklärliche Einrichtungen, ein erklärendes Licht zu werfen geeignet erscheint. Es ist dies die Tannhäusersage mit jener der Frau Venus (sprich Fenus). *(Ausführlicheres darüber in meinem Buche: „Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder". (Der Venusberg, Seite 61 Berlin, Lüstenöder).*

Es war ein großer Fehler, die deutsche Frau Venus (Fenus) mit der römischen Venus (Aphrodite) zu verwechseln und folglich auch deren Dienst für einen römischen zu halten, den unsere deutschen Vorfahren adoptiert hätten. (Es ist die gleiche Verwechslung wie zwischen Joe und Isis.)

Der Name Venus kommt von „Fene" her, wie Freya in Süddeutschland genannt wurden, welcher Name die „Zeugerin" bedeutet. Allerdings hatte ihr Kultus mit dem römischen Venusdienst große Ähnlichkeit. Ihre Priesterinnen waren bei den Hexentänzen natürlich mitbeteiligt, und die frühmittelalterlichen Minneburgen und Minnehöfe waren die Fortbestände ihrer Tempelstätten in christlicher Zeit. Aber auch sie sanken nach und nach, und so kam es, daß diese „Hübschlerinnen", wie sie das Mittelalter nannte, für unehrlich erklärt wurden, wie alle anderen weiblichen und männlichen Angehörigen des vorchristlichen Priesterstandes, und dem alten Opferer, dem Gottesfrohnden und nunmehrigen, gleichfalls geächteten Scharfrichter zur Aufsicht übergeben wurden.

Es ist bekannt, daß sie außerhalb der Städte im Scharfrichterhaus ihr nun zum Schandgewerbe gesunkenes Priestertum ausübten.

Wie aber neben den Priestern der Kirche auch Laien niedere Kirchendienste verrichten (Messner, Ministranten, Kirchendiener, Küster usw.), so gab es auch im deutschen Priesterstande neben den Geweihten nicht minder Laien im Dienste der verschiedenen Halgadome. So wie heute, noch mehr im Mittelalter, Brüderschaften bestanden, welche eine ganze Zunft oft begriffen, so hatte jedes Gewerbe im deutschen Urglauben seine bestimmten Opferdienste. Die Schmiede waren Wuotans und Frô´s Opferer, ihnen gehörte der heute geächtete Scharfrichter an. Die Bäcker und Müller

opferten Donar, die Leinewater und Gewandschneider der Allmutter Frouwa, nach deren Opfertier, der Ziege, sie heute noch den Scherzruf „Meister Meck-Meck“ erdulden müssen. Noch im Mittelalter hatten die Bäcker auf jeder Kegelbahn den Vorschub, weil das Kegeln dem Donnerer Donar geweiht war. Noch Vieles ließe sich hier erbringen. Diese Opferer gehörten, wie schon erwähnt, nicht dem gelehrten, dem geweihten Priesterstande an, auch waren sie keine Wissenden der höchsten Grade der Mysterien, sondern lediglich bevorzugte Laien, wie solche ja heute noch jeder Kirchensprengel kennt.

Ebenso waren jene Venuspriesterinnen keine „Geweihten“, noch weniger „Wissende“, und dürfen daher mit den Heilrätinnen in keiner Weise verwechselt werden. Sie taten als Sängerinnen und Tänzerinnen Dienste, ähnlich den geringeren Graden der indischen Bajaderen.

Hat sich nun nach einem vollen Jahrtausend der Amalgamierungsprozeß zwischen der Urreligion der Deutschen und dem Christentum vollzogen, so kann man sich doch heute im reinsten Sinne zu jenem Urglauben an die deutschen Ideale als deren Priester erklären, denn noch leben die Unsterblichen der Germanen, noch wölbt sich der blaue Halgadom, dessen Kuppel gerade groß genug ist, um jedem unerforschlichen Wesen, das der Einbegriff aller deutschen Ideale ist, zum Tempel zu dienen, und noch ist sie nicht eingetreten: die traurigste Zeit der Deutschen, die Zeit vom Verdämmern seiner göttlichen Ideale!

Das sind die Skalden und Barden, die deutschen Dichter, die dieses Priestertumes walten; aber wo sind die Heilsrätinnen?

Auch diese leben und werden leben bis zur Götterdämmerung und der hehren Frau Frouwa, ihrem leuchtenden Ideale opfern, denn des Ideals höchster deutscher Frauenwürde Spiegelbild ist eben die Allmutter Frouwa, und indem die deutsche Frau, die deutsche Gattin, die deutsche Mutter sich selbstlos ihrem hohen, ehrwürdigen Berufe opfert, hat sie mit diesem Entschlusse die höchste Priesterinnenweihe empfangen, um würdig als Heilsrätin neben der germanischen Himmelskönigin, dem vergöttlichten deutschen Ideale aller Frauentugenden, im deutschen Götterhimmel zu glänzen.

Viele sagen, es will Winter werden; mich aber will es bedünken, als vernehme ich des Frühlingsweckers Ruf.

Daß dem so sein möge, das walte ein gnädiger Nornenschluß.

